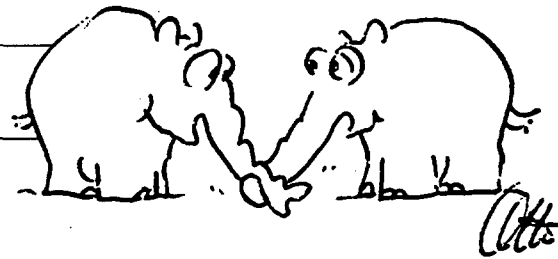


Was ist an Otto so komisch?



Nach zehn TV-Shows, Komik-Oasen in der Tristesse der TV-Unterhaltung, nach Büchern und Platten in Millionen-Auflagen kommt Otto Waalkes, der Lachmann aus Ost-

friesland, jetzt erstmals ins Kino. Die irre Nummern-Klamotte „Otto – Der Film“ wird in dieser Woche gestartet – Superkraftstoff für Deutschlands Ottologen.



Komiker Otto, Otto-Shows, Otto-Film (u. r.): Rache für die Ostfriesen-Witze

Im weiten, flachen Land zwischen Ems und Jadebusen, wo die Autobahn im Sumpf versackt und Henri Nannen seine Kunsthalle baut, hausten die Tölpel der Nation.

Sie waren die Deppen, die „das elektrische Licht mit dem Hammer ausmachen“ und am Montag mit „zerkratzten Gesichtern“ aus ihren Hütten krochen, weil sie „am Wochenende mit Messer und Gabel essen“ durften. Und Fremde, die sich diesem Jammertal näherten, bemerkten verblüfft, „daß die Kühe hübscher wurden als die Mädchen“.

Wie herzlos, wie niederträchtig sind sie verspottet worden, die wortkargen, schwerblütigen Teetrinker von Deutsch-Nordwest. Wehrlos, den blanken Hans im Rücken, haben sie jahrelang die Schmählut der Ostfriesenwitze erdulden müssen. Und als die Möwen schon auf dem Rücken flogen, „weil sie das Elend da unten nicht mehr sehen“ konnten, machte sich ein Jüngling aus diesem starken Stamm auf den Weg, um Frisia zu rächen. Der spindeldürre, langnäsige Junker Bleichenwang, der war, natürlich, ein Komiker – Otto Gerhard Waalkes aus Emden am Dollart.

Vor 15 Jahren ist „Blödel-Otto“ über den Deich gehüpft und nach Hamburg gezogen – ein historischer Augenblick. Denn mit der Ankunft des „ostfriesischen Götterboten“ ging endgültig der jahrhundertealte Mythos zu Bruch, daß den Deutschen, diesen düsteren Waldmenschen, beim Spaß das Lachen vergehe. Otto, der Zappelmann mit dem blonden Reetdach-Haar, dieser lustigste Veitstänzer aller Zeiten, wurde zum King of Comedy und die Deutschen ein Volk von Ottomanen.

Er kam als hysterische Hausfrau Suhrbier, er hechelte als Reporter Harry Hirsch. Der „Virtuose zentral gesteuerten Irrsinns“ (so die „Süddeutsche Zeitung“) sang ein „Protestlied gegen die Unterarm-Näse“ und enthüllte sein Liebesleid: „Ich habe die ganze Nacht an deine Schlafzimmertür geklopft, aber du hast mich nicht rausgelassen.“

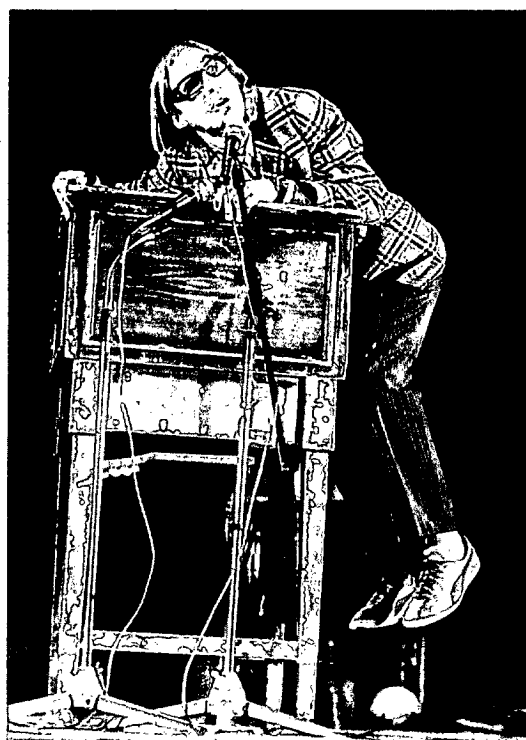
Otto hat eine „beißfeste Tomate gegen ihren Willen mit einer Mohrrübe gekreuzt“. Er ist gegen den Unfug des „Wohngeldes“ eingeschritten, denn „in einer gesunden Volkswirtschaft wohnt das Geld nicht, da läßt man es arbeiten“. Otto hat sich sein Markenzeichen, den

Ottifanten, gestrichelt und als frömmelnder Prediger ein klassisches „Wort zum Montag“ gesprochen:

Als ich neulich in meiner Music-Box blätterte, da stieß ich auf folgende kleine Zeile: Theo, wir fahr'n nach Lodz. Nun, was wollen uns diese Worte sagen? Da ist von einem Menschen die Rede, von einem ganz bestimmten Menschen, nicht Herbert, nicht Franz, nicht Willy, nein, Theo ist gemeint. Aber um welchen Theo handelt es sich? Ist es nicht auch jener Theo in uns allen, der in so wunderbaren Worten vorkommt wie Theologie, Theodorant...? Und an diesen geheimnisvollen Theo ist eine Botschaft gerichtet: Theo, wir fahr'n nach Lodz. Vier fahr'n. Da sind also vier Menschen unterwegs. Und wer sind diese vier? Sind es die Jahreszeiten? Die vier Musketiere? Oder sind es vier alle?...

Mit grotesken Wortwitzen, mit aberwitziger Situationskomik, grellen Blackouts hat Waalkes die Deutschen belustigt wie wohl kein anderer Komiker; seine Erfolge sind sensationell, an Popularität ist Otto dem Großen keiner gewachsen, allenfalls Lorient ist ihm annähernd ebenbürtig.

Zwar sind die meisten deutschen Komiker – wie Otto – Landschaftshumori-



sten und Dialektkünstler, etwa der Gemütsbayer Walter Sedlmayr, dessen Weißwurst-Botschaft kaum einmal über den Horizont des Hofbräuhauses hinausreichte. Auch die spießige Pantoffel-Gemütlichkeit des Brudel-Schwaben Willy Reichert verließ nie den Dunstkreis der Spätzle-Küche. Und der Ruhr-Komiker Jürgen von Manger alias Tegtmeier hat sich in endlosen TV-Palavern längst verschlissen.

Anders als Ottos Blödel-Kollegen Karl Dall und die Insterburgs, die mit ihren Musiknummern ein eher beschränktes Publikum fanden, anders als Mike Krüger, der endgültig in den „Supernasen“-Dumpsinn abgenippelt ist, anders als der humoristische Knallkörper Hallervorden, dessen Keulen-Komik nur noch niederschmetternd wirkt – anders als diese alle kann Otto auch nach 15 Berufsjahren den humoristischen Numerus clausus mühelos schaffen.

Waalkes macht sich rar im Showgeschäft, das gehört zur ausgeklügelten Markt-Strategie. Mit nur zehn Fernsehshows hat er seit 1973 die Tristesse der deutschen TV-Unterhaltung aufgeheitert; bis zu 50 Prozent der TV-Haushalte haben ihm zugesehen.

Einmal im Jahr geht er auf Tournee, juxta in stets ausverkauften Hallen, vor bisher 1,5 Millionen Zuschauern. Zehn Platten sind insgesamt fünfeinhalb Millionen Mal verkauft worden, zwei Otto-Bücher sind Bestseller mit rund 900 000 verkauften Exemplaren.

Unter Führung seines Managers, Freundes, Partners und langjährigen Wohngemeinschaftsgenossen Hans-Otto Mertens ist der Komiker zum überaus erfolgreichen Geschäftsmann aufgestiegen. Je nach Auftragslage zwischen 5 und 15 Leute arbeiten für Waalkes. Otto und Mertens sind Gesellschafter und Geschäftsführer der „Rüssl Video & Audio GmbH“. Zum Imperium gehört ein Tonstudio. Die beiden sind am Video-Unternehmen „Magic Video“ beteiligt.

Im „Rüssl Musikverlag“ werden deutsche Rechte von Pop-Künstlern wie der samtägigen Britin Sade ausgewertet. Für lockere 30 000 Mark pro 40-Minuten-Auftritt (Bühnentechnik inklusive) tingelt er immer mal wieder auf Betriebsveranstaltungen – wenn etwa Ford seinen Händlern den neuen „Scorpio“ vorstellt. Die Vergabe von Ottifanten-Lizenzen für T-Shirts bringt auch noch ein bescheidenes Zubrot – 300 000 Leibchen sind an den Handel abgesetzt.

Aber mit diesen Unternehmungen ist der Dollart-Millionär noch längst nicht ausgelastet. Das Kino, der große Spielfilm, „war einfach eine Herausforderung“, auch im Lichtspielbetrieb will Otto neue Rekordmarken setzen. Mit 250. Kopien startet in dieser Woche, mitten im Sommerloch, der Cinemascope-Schwank „Otto – Der Film“.

Knapp sechs Millionen hat die Koproduktion zwischen den beiden „Rüssl“-

Unternehmern und Horst Wendlands „Rialto Film“ gekostet.

Gemeinsam mit Kameramann Xaver Schwarzenberger, der schon Fassbinders „Lola“ und „Querelle“ betreut hat, führt Otto Regie. Eine Amateurin, das Hamburger Photomodellel Jessica Cardinahl, spielt neben Otto die zweite Hauptrolle, am Drehbuch hat Ottos Frankfurter Gag-Factory mitgestrickt, die „Titanic“-Satiriker Robert Gernhardt, Bernd Eilert und Peter Knorr.

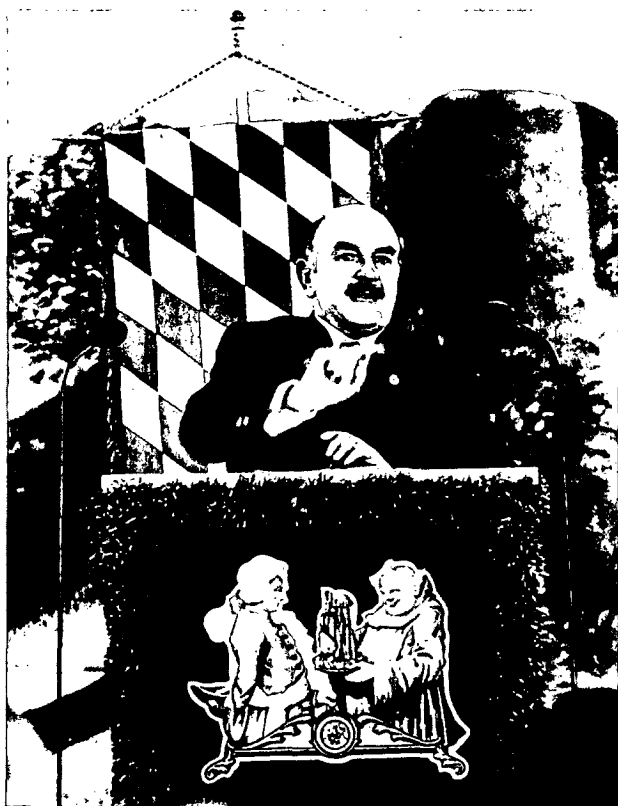
Die Humoreske ist, ganz im ottonischen Stil, eine Nummern-Revue. Mühsam hält eine Rahmenhandlung die Sketche zusammen. Otto in seiner Parade-rolle als Don Chaos spielt einen Habenichtsvom Flachland, der in der Großstadt ans große Geld möchte – aber an drei Problemen leidet: „Kein Job, kein Geld, keine Ahnung!“

Er irrlichtert durch den Dschungel der Großstadt, verdingt sich – chronisch erfolglos – als Küchenhilfe und Schlachthof-Kuli. Als Fensterputzer macht er die Kundschaft naß, im Altenheim wird der komische August gnadenlos ausgebuht.

Otto, der Clown, spielt in jeder Kulisse verrückt. In der Großküche legt er einen fulminanten Steptanz hin. Auf dem Friedhof läßt er ein Dutzend singender Heinos aus Gräbern auferstehen und im Zombie-Schritt als rockende Neonazis durchs Mondlicht geistern. Mit Rokkern amüsiert er sich über pubertäre

Afterwitze, mit Johannes Heesters als verstofftem Grandseigneur gießt er sich aus Pappbechern Jahrhundert-Wein hinter die Binde.

Einer distinguierten Bürgersfrau dreht Otto im Treppenhaus einen „Herrn Bimbo“ als Sklaven an, und im Gourmet-Restaurant serviert der Krawallero erst „pommes de bordell“, Kartoffelpuffer, bevor er zum Dessert das protzige Interieur gekonnt flambiert.



Sedlmayr

Deutsche Mundart-Humoristen
Im lokalen Dunstkreis



Reichert, von Manger (u.)





Waalkes (1950)

Otto-Evolution: Vom Infanten zum Ottifanten

Nur in der Liebe fällt dem Blödmann das Glück in den Schoß – die schöne, schwerreiche Silvia von Kohlen und Reibach. Happy-End-Geflüster auf einer Südseeinsel: „Wirst du mich glücklich machen?“ „Ja, Silvia.“ „Wirst du mich auch zweimal glücklich machen?“ „Ja, Silvia.“ „Wirst du mich auch dreimal glücklich machen?“ Elend blickt Otto in die Kamera und sagt: „Da waren sie wieder, meine drei Probleme.“

Was ist an Otto so komisch? Zunächst einmal seine unbändige Lust am Blödeln. Das Blödeln, so könnte man sagen, ist Primitiv-Humor, ist Witz auf der untersten Stufe – tiefer geht's nicht. Die Pointe des Blödelns ist die Nichtpointe. Feinsinnige Gemüter haben über die Blödelei stets die Nase gerümpft und sie als kindisch, als „infantil“ abgetan.

Ottos Witz ist in der Tat infantil – wenn er seine Nichtpointen serviert, dann setzt er zum Gelächter, das er auslöst, noch die böse Fratze, die er den Lachenden zieht – habe ich euch auf eurem Niveau erwischt!

Er könnte sich dabei, wenn er nur wollte (will er aber sicher nicht), auf Freud berufen, der für das Blödeln plädierte, gerade weil wir uns für einen Moment auf die kindliche Stufe zurückversetzt sehen. Blödeln als Urlaub vom ernstesten Erwachsenen-Ich, Unbildungsurlaub in glücklich infantile Kindertage.

Man kann in der Komik so gut wie immer eine Regression erblicken – die zivilisatorische Tünche springt für einen Augenblick ab, der moralische Stehkragen platzt, und der Affe von früher grinst



Waalkes (1964)



Waalkes (1985)

wohlig und befreit. So ist Ottos Blödeln ein einziger infantiler Befreiungsschlag in einer Welt der Normen, Vernünftigkeiten, Regeln und technischen Zwänge.

Der Schriftsteller Dieter Wellershoff hat das Blödeln, offensichtlich vorwurfsvoll, als „anarchische Subkultur des Humors“ bezeichnet. Das trifft Otto, auch wenn es nicht auf ihn gemünzt ist, auf das schönste. Wo Wellershoff das chaotische und regressive Paradies der Unreife beklagt, hätte er geradezu Ottos Eskapaden vor Augen haben können.

Denn Otto nimmt nichts ernst – was die Freiheit ist, die sich die Unreifen nehmen. Sein Witz macht nicht halt vor den Schranken des sogenannten guten Geschmacks, seine Komik hat keinen intellektuell blasierten Rückhalt – sie ist die blanke Anarchie. Und sie kennt keine Achtung vor der Kultur – sie ist die pure Subkultur.

So tritt Otto auch nicht als Spießerkarikatur (wie Polt) oder als gravitätischer Bildungsbürger (wie Lorient) vor seine Zuschauer – er tritt überhaupt nicht, er hopst und grimassiert wie ein ungezogenes Kind, das keine Kinderstube absolviert hat, sondern bestenfalls in Turnschuhen durch die repressionsfreien, antiautoritären Räume der WGs und Alternativkulturen gedüst ist. Der Hektiker Otto hat keine Erziehung.

Aber wo sonst alles anarchisch Alternative Aggressionen weckt, hat der Springinsfeld die Lacher auf seiner Seite – er versöhnt in seinen atemlosen Blödeleien und lebenswürdig lauernnden Bosheiten nicht nur die verschiedenen

Kasten- und Kultursysteme unserer Gesellschaft – ein Clown für jede Jahreszeit. Sein Wahnsinn hat die Methode, alles und jeden der gleichen infantilen Schadenfreude auszusetzen.

Waalkes – das zeigt auch der Otto-Film – ist ein Profi, der mit perfektem Timing seine Pointen setzt und zielsicher den alltäglichen Schwachsinn aufspürt. Und er ist ein Allround-Talent, das beispielsweise hinreißend Gene Kellys „Singin' in the Rain“ stept und parodiert, sich als Musiker an vielen Instrumenten bewährt und Cartoons zeichnet – das SPIEGEL-Titelbild dieser Woche hat Otto selbst gezeichnet.

Das Phänomen Otto – das ist sein friesisches Charisma, jene Fähigkeit, noch den plattesten Kalauer, die dämlichste Zote vor dem Absturz in die Peinlichkeit zu bewahren. Nur Otto, so scheint es, kann es sich leisten, ungebremst infantil, „wie von einer Hampelmuße geküßt“, auf der Bühne

zu krakeelen: „Ich bin's, der liebe Otti.“ Er darf, wie am Stammtisch, vom „Sechstagesaufen in Kotzbühl“ faseln und zynisch witzeln: „Warum sollte ich für ein Trinkerheim spenden? Sollen die Leute doch zu Hause saufen.“

Und zur Standard-Rubrik „Otto versaut Hamburg“ gehört diese entwaffnende Zote: „Der Segeberger Verein ‚Wandervögel‘ hat sich getrennt. Die einen wollten nur noch wandern, die anderen nur...“ Diese Ottise, übrigens, wollte Otto in einer ZDF-Silvestersendung vortragen. Die Mainzer mochten sie nicht, Waalkes sagte ab.

Doch dem meschuggenen Otto-Verstand entspringt auch subtilerer Unfug. Zielgenau nehmen Ottos Parodien die Psychopathologie des Medien-Alltags aufs Korn. Er hat Udo Jürgens und Heino veräppelt, in seinen Persiflagen überdreht er die TV-Werbung so bizarr, daß der Irrsinn aus allen Weichspülern trieft. Nonsens pur.

In der unglaublich blöden Groteske „Mein schmutzigster Fall“ entdeckt Otto als „Chefarzt Dr. Dauerbruch“ bei einem Staubsauger „Beschwerden bei der Staubaufnahme, unzufriedenes Brummen bei der Arbeit“. Die Untersuchung ergibt „totale Sackverschmutzung“. Otto entschließt sich zur sofortigen „Sacktransplantation“ („Schwester! Zange! Schlüpfer... äh, Tupper“), bitet nach der erfolgreichen Operation um „sackdienliche Hinweise“ und verabschiedet sich mit einem herzhaften „Sack beim Abschied leise Servus“.

Im TV-Sketch „Frau Saubermann“ hat Otto, als Hausfrau verumumt, gera-



Waalkes-Gemälde „Mädchen mit Wollmütze“, Otto-Cartoon: „Komm, Tarzan“

de seine Küche so blitzblank gescheuert, daß „nun meine Freundinnen vom Hygiene-Verein ruhig kommen können“. Plötzlich ertönt eine Geisterstimme: „Nein, das können sie nicht.“ Der „hartnäckigste Schmutzerreger“ befinde sich noch immer im Raum. Abhilfe schaffe nur ein biologisch vertretbares Mittel: „Raus.“ Begeistert glotzt Frau Saubermann am Ende von draußen durch ihr Küchenfenster („Seit ich endlich raus bin, ist meine Wohnung wirklich rein“), und Otto hat bewiesen, daß die Welt erst bewohnbar wird, wenn der Mensch sich ein für allemal aus ihr entfernt hat.

Otto Waalkes, 36, hat einen wohl einmaligen Humor-Konsens der Generationen und

sozialen Schichten geschaffen. Kinder krähen belustigt, die Greise sind ihm verfallen, Arbeiter und Bauern vergöttern ihn ebenso wie Schriftsteller, Künstler und Gelehrte.

Eine hochschwängere Otto-Verehrerin im schleswig-holsteinischen Bad Segeberg, die an einer hartnäckigen Gebärmutterlähmung litt und einen Kaiserschnitt befürchten mußte, brach beim Abhören einer Otto-Platte in so heftiges Gelächter aus, daß die Fruchtblase platzte und ein Junge ordnungsgemäß zur Welt kam.

Für den künftigen Hamburger Schauspielhaus-Intendanten Peter Zadek ist Otto „der deutsche Woody Allen“, eine



Frosch-Darsteller Otto
„Bonn allein genügt nicht“

„Super-Begabung“. Die „absurde Welt eines Otto“, schwärmt der Regisseur, „ist die einzig passende Spiegelung unserer absurden Gesellschaft“.

Zu Otto bekennen sich der Naturwissenschaftler Hoimar von Ditfurth und der Opernregisseur Götz Friedrich, der Otto als „Frosch“ in einer Hamburger „Fledermaus“-Inszenierung engagierte. Bayerns Chefhumorist Gerhard Polt schätzt seine „anarchistische Potenz“, der edle Lorienter liebt den „genialen Interpret“ Otto und sagt: „Wir haben Otto einfach nötig. Bonn allein genügt nicht.“

Ost-Berlin offenbar auch nicht. Bei einem Gastspiel im Ost-Berliner „Me-

tropol“ gerieten die Werktätigen erwartungsgemäß in Ekstase. Das „Neue Deutschland“ begrüßte den Herrn Waalkes als Vertreter der entrechteten Volksmassen der BRD und lobte den Geistes-Friesen für „soziale Hintergründigkeit“. Besonders gefiel dem Partei-Organ Ottos Credo, daß er „über den Frieden keine Witze macht“.

Otto erklärt seine Begabung gern als „Kompensation eines Minderwertigkeits-Komplexes“. Schließlich habe er sich – schon als Kind keine außergewöhnlich schöne Erscheinung – immer als Underdog gefühlt.

Am 22. Juli 1948 gebar in Emden die Malermeister-Gattin Adele Waalkes, geborene Lüpkes, den Knaben. Der junge Otto war ein possierliches Geschöpf, reichlich mager und klein, aber mit einem gewaltigen Rüssel gesegnet. Auch in der Schule war er immer der Schwächstbrüstige. Mutter Adele, Baptistin, erzog den Jungen „sehr fromm“. In der Sonntagsschule entdeckte er, mit elf Jahren, seine erste Gitarre, später spielte er mit den „Rustlers“, den „Viehdieben“, scharfen Ostfriesen-Beat.

Das Abitur überstand er mit einer Arbeit über die dichtende Heulboje Luise Rinser, in Hamburg begann er zunächst ein Pädagogik-Studium, aber schon von dem Lehrer-Praktikanten forderten die Schüler: „Komm, Tarzan, erzähl noch einen Witz.“

Otto hörte die Signale, 1970 wechselte der nun Außerfriesische zur Kunstakademie. Die Malerei betrieb er akkurat und ernsthaft. Ein Ölbild „Mädchen mit Wollmütze“ fertigte er nach Art alter Meister mit 40 Farbschichten und trat nebenher als singender Entertainer in Studenten-Kneipen auf. Mehr Anklang als Ottos Belcanto fanden freilich Ottos gestammelte Zwischentexte.

Es waren die großen Jahre der jungen Radikalen, als die Autoritäten zerbröselten und sogar in Deutschland eine Kulturrevolution angezettelt wurde. Otto hauste in einer alten Villa in Hamburg-Winterhude, in einer Wohngemeinschafts-Clique mit (dem damals noch unverkalkten) Udo Lindenberg und Marius Müller-Westernhagen. Den Sprung ins Showgeschäft schaffte er mit Hilfe eines bedächtigen Pharmazie-Studenten, Hans-Otto Mertens, der sich nebenher als Konzert-Veranstalter versuchte.

Mertens, der Otto in einem Freizeitheim erlebt hatte, mietete 1972 das Auditorium Maximum der Hamburger Universität, schnitt Ottos Nonsens auf einem primitiven Tonband mit und ging bei der Platten-Industrie hausieren. Die Marktstrategen lehnten hohnlachend ab: „Nicht zu gebrauchen.“ Mit einem Kleinkredit gründete das Otto-Paar „Rüssl Räckords“ und ließ die erste Otto-Platte pressen. Die Platte, später doch noch von EMI Electrola vertrieben, wurde mit 750 000 verkauften Exemplaren ein Sensationserfolg.

Glücksfall Nummer zwei: die gute Nase des WDR-Redakteurs Rolf Spinrads.

Er nahm den „Rüssl“-Träger für eine Otto-Show im August 1973 unter Vertrag. Zwar fiel das Spektakel, so Waalkes, „katastrophal“ durch, kurz darauf aber – Glücksfall Nummer drei – stießen drei ernste Hessen zu dem komischen Friesen, die Herren Gernhardt, Eilert, Knorr, ein von Eingeweihten unter dem Kürzel GEK hochgeschätztes Trio von Lieferanten höheren Irrsinns.

Hessen-Drei plus Otto, diese einzigartige Vernetzung unterschiedlicher deutscher Stammeskulturen, schaffte der intellektuellen „neuen Frankfurter Schule“ (Gernhardt über GEK) ein breites Fernsehpublikum. Otto Waalkes wiederum transplantierte den Witz der Gutenberg-Ära ins Ohr der Walkman-

Generation, was dem Trio mit der TV-Nonsensrevue „Dr. Muffels Telebrause“ in den 70er Jahren nicht gelingen wollte.

Gernhardt, im estländischen Reval geboren und inzwischen 47, sowie Knorr (46, Salzburg) und der oldenburgische Youngster Eilert (36) sind lupenreine Profis einer – neben Lorient womöglich einzigen deutschen – quicken Humorschule, einer eben nur vermeintlich flachsinnigen Blödelei, wie sie von der Satirezeitschrift „Pardon“ auf ihren besten Seiten gepflegt wurde und nun, eleganter, im Nachfolge-Organ „Titanic“ breiten Raum findet.

Denn was Entertainer Otto elektronisch serviert, ist im Prinzip eine zeitgemäße TV-Version im Geist einer unge-

mein erfolgreichen Doppelseite in „Pardon“. Als „Welt im Spiegel“ („WimS“) und mit dem getragenen Motto „pro bono, contra malum“ bot sie eine leichtfüßige, nonsenshaft-anarchistische Parodie auf den gedruckten Unfug der Republik.

Legendar sind inzwischen „WimS“-Gestalten wie das gezeichnete nilpferdartige Wesen Schnuffi und sein kleiner Kompagnon, dessen Name der Leserschaft stets verborgen blieb.

Dann, zum guten Schluß, kam dieser Dialog: „Pardon... was ich Sie schon immer mal fragen wollte: Wie heißen Sie eigentlich? – Wie bitte – Äh, wie Sie heißen – Wie bitte – Wie bitte? – Ja, Wie bitte. Mein Vorname lautet Wie; und mein Nachname Bitte – Wie bitte? – Richtig: Wie wie Wie und Bitte wie Bitte – Wie bitte? – Jawohl. Das bin ich!“

Legendar ist die „WimS“-Rubrik „Kurz und uninteressant“, waren „WimS“-Protokolle von Redaktionssitzungen, in denen Bürobote Dr. Golz und Chefredakteur Zirfeld heftig über die Frage nachdachten: „Wie kriegen wir das nächste Heft voll“ – mit einem Aufsatz über den Zusammenhang zwischen Eßkultur und den literarischen Eminenzen „Peter Handkäs, Maxim Gurki, Arthur Schnitzel und Ledig-Rotkohl“. Populär waren „WimS“-Figuren wie der langasige Lustzwerg „Jochen“ und „WimS“-Größen wie die Herren Urbi und Orbi, der Leihbischof Klamm oder der Dichter Dorlamm.

Der hessisch-friesische Frohsinnsbund begann noch zu „Pardon“-Zeiten. Otto hatte auf seiner ersten Platte ein Gernhardt-Couplet aufgesagt:

Lieber Gott, gib doch zu, daß ich klüger
bin als du, und nun nimm doch endlich hin,
daß ich was Besonderes bin. So nun preise
meinen Namen, denn sonst setzt es
etwas, Amen.

„Pardon“ machte Urheberrechte geltend. Otto, erinnert sich Gernhardt, antwortete „was ziemlich Poetisches – Ihr seid das Blatt, ich der Wind, der Euch in die Welt trägt“. So war es denn auch, und für alle höchst gedeihlich.

Mehr als 150 000 Mark pro Mann brachte dem Trio allein der Erlös aus den beiden Büchern Otto. Vom Taschenbuch „Otto“ sind, sieben Monate nach Erscheinen im Dezember 1984, bereits über 400 000 Exemplare verkauft. Der Deal zwischen Gernhardt/Eilert/Knorr und dem „wieselflinken



Waalkes-Manager Mertens: „Bargeld lacht“



Autorenteam Gernhardt, Knorr, Eilert: „Pro bono, contra malum“



Helmo-Parodie in „Otto – Der Film“: Aus Gräbern auferstanden

Pinguin“ (GEK über Otto) besagte im wesentlichen, daß Otto alle Geistesprodukte des Triolen-Witzes nutzen, bewerten sowie auf seine Person zuschneiden und verändern darf. Monatlich einmal, vor großen Projekten häufiger, treffen sie sich mit Otto zu humoristischer Fronarbeit. Den Geschichten des O. räumen GEK den Hauptteil am Erfolg ein. Otto treibt es so wüst, daß die drei im Dienst des deutschen Humors ergrauten Redaktoren in Grübeln verfallen, wenn sie den Otto-Erfolg analysieren sollen.

Niemand sonst, logo, kann sein „eigentlich ebenmäßiges“ Gesicht, dieses „Antlitz wie aus einem frühen Schiller-Drama“, so mühelos, so unangestrengt in Grimassen legen wie Otto: Unterpartie runter, Augenbrauen hoch, da wächst der Zinken. Klar ist ihnen auch, daß bereits die Bewegungsanarchie des Hibbel-Friesen zum Lachen reizt.

Und nichts beeindruckt die stillen Geistesarbeiter mehr als die Leichtigkeit, mit der Otto übergangslos, im Stil von Videoclips und unter Verzicht auf jede innere Logik ihre und seine Gags zusammenfügt. Eine Nummer als Pfarrer beendete er mit der Moritat über einen (ins Klo) gefallenen Rasierpinsel. Noch heute wissen die Humortechniker nicht, „was daran so verdammt komisch ist“.

Um Ottos grandiosen Erfolg zu erklären, bemühen die Frankfurter Dialektiker den Zeitgeist: Gernhardt sieht Zusammenhänge zwischen Ottos ersten Erfolgen und dem Zerfall der dogmatischen Linken, die in den 70er Jahren allmählich aufhörte, dem Proletariat ein „herzhaftes: ‚Kommt massenhaft‘“ zuzurufen. Es war die Zeit, als in der Subkultur der politische Legitimationszwang nachließ und Lachen wieder erlaubt war. Es war die Zeit des Szene-Karikaturisten

Gerhard Seyfried, die Zeit der ersten Nonsens-Graffiti, die Zeit der Gesangsblödl.

Das alles sind Indizien, Streiflichter. Ende der siebziger, Anfang der achtziger Jahre hatte die ehemals subversive Kultur der Alternativen längst schon den Siegeszug in die offiziell verbreitete Elektronik-Kultur angetreten. Otto der Zappelphilipp, Otto der Frechdachs, der von jeder Sprachmode, von jedem Kulturtrend ein paar Bröckchen aufschnappte, war die Identifikationsfigur für die Turnschuhgeneration, ohne die Alten zu vergraulen.

Die schnelle Nummernfolge seiner Auftritte entspricht den Sehgewohnheiten der Teenies, die schon als Babys von der televisionären Spotwelt behämmert werden. Otto, so analysiert Gernhardt, deckt die Bedürfnisse eines Publikums, das „nicht mehr lange nach Sinnzusammenhängen fragt – warum hat der Mann einen komischen Hut auf? –, sondern, das halt lacht oder nicht“.

Zugleich bezaubern Charme und Selbstironie des immer auch verletzlich wirkenden Hänflings mit der kleinen Stimme auch die Erwachsenen. Otto nämlich provoziert, ohne zu kränken – Kritiker haben ihm das zuweilen vorgehalten. Ausnahmsweise nur und beiläufig hat Otto in einer ARD-Show einen Politikerwitz gemischt und den ehemaligen Marinerichter und baden-württembergischen Ministerpräsidenten Filbinger mit einem flapsigen „Heil Hitler, Herr Filbinger“ begrüßt. Politische Unangreifbarkeit ist Teil einer Strategie zur Vermarktung des Produkts Otto, die Partner Hans-Otto Mertens entwickelt hat und sorgsam pflegt.

Die Beziehungskiste zwischen dem Emdener Lachsack und dem leistungsstarken Otto-Motor Mertens ist solide

gebaut. Sie beruht auf einer klaren Arbeitsteilung. Hans-Otto bewahrt seinen Otto vor dem lästigen Alltagskram wie etwa dem Zählen der Geldmassen, die unaufhörlich in die gemeinsame Kasse fließen. Otto hat somit den schmalen Friesenschädel für die Witzproduktion frei. Die Otto-Software wiederum wird von Mertens mit selbstbewußter Coolness verwaltet. Wenn Mertens vom Geschäft redet, am Autotelephon im dunkelblauen Porsche oder im Büro im Rüssl-Tonstudio in Hamburg-Eidelstedt, dann klingt es immer nach dem Jargon der frühen Jahre. Da wird „die Mark abgezockt“, das „Risiko voll eingesehen“, die „Riesen-Asche“ gemacht.

Wo Komiker Otto die schwierige Dialektik zwischen Geld und Spaß auf die Formel bringt: „Spaßmachen ist gar nicht mein Beruf. Ich mache nur Kohle damit. Aber das macht Spaß“, verfällt sein Partner Mertens in Melancholie. Egal wo, egal wann. 1983 noch hatte er prophezeit: „In zwei Jahren geht alles den Bach runter.“ Inzwischen sorgt sich der Schwerbütler um die amerikanische Außenhandelsbilanz, an der die Weltwirtschaft und damit auch Otto zugrunde gehen würden.

Mit cleverer Vertragspolitik hat Mertens den Rüssl-Multi verschachtelt. Wohl auch, weil ihm das ZDF die Auslastung von Waalkes' und Mertens' Produktionsfirma „Rüssl Video & Audio GmbH“ sichern half, wechselte Otto 1983 von der ARD zu den Mainzern. Das Unternehmen betreute ZDF-Sendungen wie Shows mit Peter Maffay oder dem Nasenbären Mike Krüger. In extra bezahlter Eigenproduktion liefert Rüssl zweimal jährlich „Ronny's Pop Show“, für die Otto einem Moderatoren-Affen die Stimme leiht.

„Rüssl Video & Audio GmbH“ beglückt nicht nur das Rüssl-Tonstudio in Hamburg-Eidelstedt mit Aufträgen, sondern auch die Videostudios der „Magic Video GmbH“, bei der Otto Waalkes und Hans Otto Mertens als Geschäftsführer und Mitgesellschafter wirken. Für den deutschen Videovertrieb des US-Mediengiganten Warner Brothers lieferte Rüssl bislang die Tonarbeit für die Videokassetten von mehr als 150 Spielfilmen.

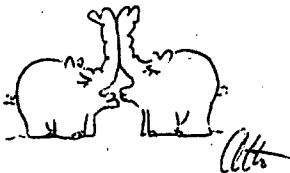
Die Rüssl-Brüder haben ihr Geld jeweils gut angelegt: in Aktien, in eine Villa im Hamburger Vorort Hochkamp, einen Sommersitz in Florida (wo Freunde die besten US-Comedy-Sendungen aufzeichnen und zur Weiterbildung nach Hamburg schicken). Eine zweimotorige Cessna 414 fliegt mit dem Ottifanten am Rumpf, Mertens' 42-Fuß-Jacht „Harry Hirsch“ kreuzt in der Karibik. Otto hat einen Flugschein für Hubschrauber und Wasserflugzeuge.

Otto, der Blödl, Otto, der Fernseh-schaffende, der Disc-Joker, der Buch-Bestseller, der Bühnen-Clown – er ist inzwischen selbst zum Gegenstand wissenschaftlichen Tiefsinns geworden. Ein Materialheft zur „Musikdidaktik“ empfiehlt das Otto-Lied „Dupschek“, gleich vor Gershwins „Porgy and Bess“, als Übungsmaterial zum Thema „darstellende Musik“. Ein anderes Lehrbuch behandelt großformatig die parodistische Otto-Graphik „Der Eimer“. In einem „Arbeitsbuch Linguistik“ werden die „semantischen Felder“ einer Harry-Hirsch-Reportage über eine „Leistungsschau des internationalen Adels“ im „Haus Hohenschnaufen“ analysiert.

Von dem legendären „Wort zum Montag“ des großen Voll-Semioten waren kirchliche Kreise so entzückt, daß etliche theologische Seminare den Text zum Training anforderten. Einen Lehrauftrag der Fachhochschule Ostfriesland für den „Bereich Theater, Kabarett und Kunst-erziehung“ mußte Otto „aus zeitlichen Gründen leider“ absagen.

Die höchste Weihe aber wurde dem Komiker zuteil, als ein Bundeskanzler ihn ungnädig zur Kenntnis nahm: Otto hatte einen womöglich noch höheren Würdenträger verulkt: „Haben Sie schon gehört, der Papst soll Selbstmord gemacht haben. – Na ja, wenn man sich beruflich verbessern kann.“ Ein Regierungssprecher teilte mit: „Das hat den Kanzler sehr geärgert.“ Stur, nach Art ostfriesischer Torfköpfe, replizierte Waalkes: „Ich bin ein Produkt dieser Gesellschaft, und für den Humor, der meinem Geiste entspringt, mache ich dieses System und seine Führung verantwortlich.“

Das war 1979, der Kanzler hieß noch Helmut Schmidt, und Otto konnte nicht ahnen, um wieviel schrecklicher recht er ein paar Jahre später haben würde.



MEDIZIN

Ungewisses Raunen

Da die Schulmedizin im Kampf gegen den Krebs seit Jahren auf der Stelle tritt, haben Außenseiter-Methoden Konjunktur. Der neueste Hit: ein Extrakt aus fleischfressenden Pflanzen.

Wir brauchen dringend das Mittel“, flehte in „Bild“ die Mutter einer 23jährigen Leukämie-Patientin.

„Meine letzte Hoffnung“, flüsterte ein an Zungenkrebs Erkrankter aus Göttingen. Ein 80jähriger mit einem Prostatakarzinom bat: „Auch ich möchte das neue Mittel.“

Sieben Wochen währt bereits der makaber anmutende Rummel. Tausende von Krebspatienten bestürmten ihre Ärzte in der verzweifelten Hoffnung, ein



Landarzt Keller, fleischfressende Pflanze: „Teurer Kräuterschnaps“

Medikament werde sie retten, von dem „Bild“ behauptet hatte, es könne todgeweihte Krebspatienten heilen: „Neues Krebsmittel, 34 vom Tumor befreit.“

Mit solchen Schlagzeilen propagierte „Bild“ einen Extrakt aus fleischfressenden Pflanzen mit dem klangvollen Markennamen „Carnivora“. Der angeblich krebserkrankte Filmstar Yul Brynner sei durch den geheimnisvollen Saft schon geheilt worden. „Hätte damit“, fragte das Blatt, „auch Mildred Scheel (Darmkrebs) gerettet werden können?“

Über Nacht wurde der Entdecker des „hoffnungsvollen Medikaments“ („Bild“), der Landarzt Helmut Keller, 44, aus dem fränkischen Markt Flecken

Nordhalben, zum Krebsarzt der Nation: Todgeweihte erbitten telephonisch und per Brief seinen Rat, noch reisefähige Krebskranke aus Deutschland, Österreich und der Schweiz fahren zur Carnivora-Kur nach Nordhalben. „Es kommen immer mehr“, so Kellers Ehefrau Elga, „wie soll mein Mann das schaffen?“

Da half es nichts, daß zahlreiche deutsche Krebspezialisten von Rang vor Carnivora warnten: „Im Augenblick nicht zu empfehlen“, so Professor Rolf Sauer (Universitätsklinik Erlangen), „ein Geistermittel“, so Professor Dietrich Schmähl (Deutsches Krebsforschungszentrum). Professor Gerhard Nagel (Deutsche Krebsgesellschaft) schimpfte: „Man darf nicht ein zur Zeit noch illusionäres Prinzip verkaufen und so tun, als ob es wirkt. Das ist meines Erachtens eine Lüge.“

Carnivora ist freilich nur das jüngste unter einer Vielzahl von biologischen Anti-Krebs-Präparaten, die sich während der letzten Jahre in der Krebstherapie breitgemacht haben. „Da ist ganz im verborgenen“, so Schmähl, „ein umsatzträchtiger Markt entstanden.“

Wachsender Mißmut und Enttäuschungen über die in vielen Bereichen unbefriedigenden Heilerfolge der Schulmedizin haben den Boden bereitet, auf dem sich nun kauzige Kräuterdoktoren, obskure Einzelgänger und häufig auch schlimme Quacksalber tummeln.

„Viele biologische Mittel zur Krebsbekämpfung“, so postulieren viele von ihnen, hätten sich „gegenüber der Chemo-



therapie, Chirurgie und Strahlenbehandlung als überlegen“ erwiesen – ein Therapiekonzept, das häufig zum vorzeitigen Exitus des Patienten führt.

Angesichts der frustrierenden Stagnation in der Krebsforschung schielen freilich auch zahlreiche Schulmediziner, zu denen sich auch Carnivora-Entdecker Keller zählt, auf die biologischen Anti-Krebsmittel – gleichsam als „vierte Säule“ neben den klassischen Krebstherapien mit Stahl, Strahl und Zellgiften. Doch „ob durch eine biologische Zusatztherapie das Leben verlängert werden kann, ist noch nicht entschieden“, so Professor Albert Landsberger, Präsident der Gesellschaft für Biologische Krebs-